

Dr. Eberhard Schwarz

**Predigt zum Abschluss der Marburger Woche der Diakonie in der Elisabethkirche zu Marburg am Sonntag, 23.09.2007**

Liebe Gemeinde,

Ob Hans-Jürgen Netz beim Verfassen des eben gesungenen Liedes an Elisabeth von Thüringen und ihr Leben und Wirken gedacht hat, weiß ich nicht. Aber bei der Vorbereitung dieses Diakonie-Gottesdienstes fiel uns auf, wie treffend diese Zeilen beschreiben, was im Gedenken/Erinnern an die ungarische Königstochter auch nach 800 Jahren festzuhalten ist:

*Wo ein Mensch Vertrauen gibt, nicht nur an sich selber denkt*

Sie hätte ja nun wirklich anders leben können, als sie es getan hat. Sich berauschen können an einem Leben am Hofe, am Prunk und Glanz der Tafelgesellschaften, am Reichtum, der ihr sozusagen mit in die Wiege gelegt war und der mit ihrer frühen Verlobung und späteren Vermählung mit Landgraf Ludwig IV. von Thüringen vermehrt wurde. Sie hätte, wie das die Reichen und Schönen heutzutage nur zu oft machen, völlig aufgehen können in einem Leben unter ihresgleichen, abgeschottet von den Realitäten der Welt um sie her.

Aber sie hat nicht nur an sich selber gedacht! Nicht nur an ihren Mann, die 3 Kinder. Da war das Gesinde, ihre Dienerinnen, zu denen sie ein herzliches Verhältnis hatte. Und da waren die vielen anderen, die zu sehen sie schon von der Burg, dem Schloss hinabsteigen musste in die Realität der mittelalterlichen Gesellschaft. Wo Armut und Krankheit mit Händen zu greifen waren.

*Wo ein Mensch den andern sieht, nicht nur sich und seine Welt*

Das gilt für Elisabeth in besonderer Weise, nach allem, was wir von ihr wissen. Dazu gehört z. B., dass sie im Wissen um das Elend der Menschen außerhalb ihres Lebenskreises bei Tisch nur ausgewählte Speisen zu sich genommen hat, solche, die nicht durch Unrecht oder Gewalt erworben worden waren. Wir würden heute vielleicht von fair gehandelten Produkten sprechen. Sie schwelgte und prasste nicht, sondern lebte schon bei Hofe eher sparsam, schlicht. Das gilt erst recht für die Zeit nach dem frühen Tod ihres Mannes und damit für die Marburger Zeit.

*Wo ein Mensch sich selbst verschenkt und den alten Weg verlässt*

Elisabeth hat für ihren Weg Unverständnis bei ihren Verwandten empfangen. Sie ist zunehmend auf Ablehnung gestoßen, auf Widerstand. Nicht zuletzt aus Sorge darüber, sie könnte nachhaltig ihren Besitz gefährden und – auch dies wird wohl eine Rolle gespielt haben – die gesellschaftliche Ordnung. Denn sie hat in Aufnahme franziskanischer Armutsideale in den letzten Jahren ihres jungen Lebens den alten Weg verlassen, radikal ernst gemacht mit dem Gedanken der Nachfolge. In dem von ihr errichteten Spital am Fuße der Burg hat sie selbst Hand angelegt und die Kranken und Sterbenden gepflegt und deren letzten Weg begleitet. Sie hat sich selbst verschenkt, so sehr, dass sie alsbald erkrankte und schließlich, gerade einmal 24 Jahre alt geworden, starb.

Die Menschen, die Elisabeth begegneten, die von ihr Hilfe, Zuwendung, Trost erfuhren, haben ein Stück vom Himmel erlebt, ein Angeld des kommenden Reiches Gottes. Denn, mit Worten des Liedes: wo Menschen so leben, da „fällt ein Tropfen von dem Regen, der aus Wüsten Gärten macht“.

Liebe Gemeinde, ohne jetzt in historische Einzelheiten zu gehen: was hat diese junge Frau zu einem solchen Weg gebracht, vielleicht muss man sogar sagen: getrieben? Mit Sicherheit hat ihre religiöse Erziehung eine Rolle gespielt. Also das Bekannt werden mit den biblischen Geschichten und hier insbesondere das Vertraut werden mit den Geschichten, die Jesus erzählt hat, ja mit der Jesusgeschichte selbst. Mit seinen Worten und Taten, seiner Lebenspraxis, soweit sie aus diesen Geschichten spricht und in denen es um das Reich Gottes geht. An eine dieser Geschichten, vielleicht sogar eine entscheidende, will ich kurz erinnern, an die Geschichte vom barmherzigen Samariter. Ich will nur einen Zug herausgreifen, der mir allerdings auch besonders wichtig ist.

Zwei Menschen gehen an dem unter die Räuber Gefallenen vorbei, zwei, die es eigentlich hätten wissen müssen, was in dieser Situation zu tun ist. Jedes Mal heißt es: „als er ihn sah, ging er vorüber“. Dann kommt ein dritter, einer, der nicht zu den gesellschaftlich Anerkannten gehört. Einer, der eher am Rande steht, draußen bleiben muss. Der gemieden wird, mit dem keine Gemeinschaft gepflegt wird auf Grund seiner Herkunft und religiösen Prägung. Ein Samaritaner. Von diesem heißt es: *und als er ihn sah, jammerte er ihn*. Das heißt doch: er nimmt den Überfallenen wahr, seine Not, sein Elend, die Wunden, den Schmerz, die Hilflosigkeit und Angewiesenheit und hat Mitleid mit ihm. Er hat Mitleid mit ihm. Das ist für mich der entscheidende Satz, aus dem alles weitere dann folgt. Dass er absteigt, eigene Gefährdung hintanstellt, sich herabbeugt, Erstversorgung leistet, indem er die Wunden reinigt und verbindet und ihn dann zur nächsten Herberge transportiert, wo er seine weitere Versorgung sicher stellt.

*Und es jammerte ihn – er hatte Mitleid mit ihm*. Dieses Motiv spielt nicht nur in dieser Geschichte, die Jesus erzählt, eine Rolle. Es begegnet auch in der Geschichte von dem Vater und den beiden Söhnen. Sie erinnern sich: als der Vater den zurückkehrenden „verlorenen“ Sohn sieht, *jammert er ihn*, er läuft ihm entgegen, nimmt ihn in seine Arme, steckt ihm einen Ring an den Finger und veranlasst ein großes Freudenfest. Alles ist wieder gut. Neue Gemeinschaft wird gewährt. Geschwisterliche Gemeinschaft des Reiches Gottes.

In mehreren Jesusgeschichten taucht dieses Motiv auf. Immer wieder heißt es von ihm, dass ihn die Menschen, denen er begegnet, jammern. Dass er Mitleid mit ihnen hat. Eine Theologie des Mitleids, des Erbarmens kommt hier zum Vorschein. Und damit kongruierend eine entsprechende Lebenspraxis. Jesus lebt dieses Mitleid, und so kommt es immer wieder in diesen Begegnungen zu Heil und Heilung.

Mir scheint, dass Elisabeth dieses vor Augen hat. Dass sie von solchem Mitleid zu den Menschen erfüllt ist und sich, wie der barmherzige Samariter, von diesem Mitleid leiten lässt in ihrem Tun und Lassen. Dies bleibt nicht ohne Folgen für das persönliche Leben.

Es kommt hinzu, dass für Elisabeth – dafür gibt es von ihr überlieferte Äußerungen – klar war, dass ihr in den Armen und Kranken, den Ausgestoßenen und Sterbenden, die sich da zunehmend am Fuß der Burg sammelten, Christus begegnete. Die Wirkungsgeschichte des matthäischen Gleichnisses vom Weltgericht ist hier mit Händen greifbar. Mit einem Wort aus diesem Gleichnis: „*Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan*“. Und so hat sich Elisabeth mit großer Hingabe der direkten Pflege derer gewidmet, die in dem von ihr gegründeten Spital Aufnahme fanden. Wo andere sich ekelnd abwandten, berührte sie die Menschen, entfernte Blut, Exkrememente, Eiter. Die ehemalige Königstochter war sich nicht zu schade für die niedrigsten Dienste. Eingebettet war dies alles in eine tiefe Frömmigkeit, die sich betend und singend inmitten dieser Arbeit äußerte und die von der Hoffnung auf das Reich Gottes geprägt war. So konnte sie auch Sterbende trösten und sie in den Tod begleiten. *Hingabe und Heiterkeit* zeichneten Elisabeth aus. Unter diesem Titel

hat der leider zu früh verstorbene Altbischof unserer Kirche, Christian Zippert, wenige Monate vor seinem Tod ein wunderschönes Buch über die Heilige Elisabeth herausgegeben.

*Hingabe und Heiterkeit*, das liebe Gemeinde, sind zwei Attribute, in denen Elisabeth von Thüringen uns Vorbild und Ansporn sein kann. Dem Einzelnen, aber auch der Diakonie insgesamt.

Erlauben Sie mir zum Schluss aus aktuellem Anlass das bisher Bedachte auf den Bereich ambulanter und stationärer Altenhilfe zu beziehen. Elisabeth hat sich um Alte, um Kranke und Sterbende gekümmert und dafür auch die notwendigen äußeren Voraussetzungen geschaffen durch die Gründung des Spitals. Und sie hat die so geschaffenen Räume mit ihrem Geist erfüllt. Eben mit *Hingabe und Heiterkeit*.

In dieser Woche sind Prüf-Ergebnisse des Medizinischen Dienstes der Krankenkassen veröffentlicht worden, die Pflege der ambulanten und stationären Einrichtungen ganz unterschiedlicher Träger betreffend. Je nach Zeitung konnte man unterschiedliche Schlagzeilen lesen. Worauf es mir ankommt:

Gegenüber einer vorhergehenden Untersuchung hat sich die Situation in der Pflege verbessert! Das ist erst einmal wichtig und verdient festgehalten zu werden.

Zum anderen: berechtigter Kritik ist vor Ort in den überprüften Einrichtungen nachzugehen. Mängel sind abzustellen. Keine Frage. Um der betroffenen Menschen willen!

Vor allem aber: es darf nicht dazu kommen, aus Anlass solcher Veröffentlichungen, die sehr sorgfältig gelesen werden müssen, damit es nicht zu Missdeutungen kommt, nun auf die einzuschlagen, die Dienst in der Pflege tun. Auch hier mag es im Einzelfall Anlass zur Kritik geben. Aber mir liegt daran, die Träger und vor allem auch die Pflegekräfte vor pauschalen Schuldzuweisungen in Schutz zu nehmen.

Wir müssen uns die gesetzlich vorgegebenen Rahmenbedingungen sehr genau anschauen, unter denen heutzutage Pflege geschieht. Und hier haben wir als Diakonie auf Bundes- wie auf Landesebene immer wieder darauf hingewiesen, dass diese Rahmenbedingungen zu wünschen übrig lassen. So sind die gesetzlich festgelegten Zuschüsse der Pflegeversicherung zu den Heimentgelten seit Einführung der Pflegeversicherung (!) nicht erhöht worden, von einer Dynamisierung ganz zu schweigen. Auch die Frage nach der Vergütung unseres Pflegepersonals, von dem wir selbstverständlich erwarten, dass es gut ausgebildete und sich weiter qualifizierende Frauen und Männer sind, muss gestellt werden. Werden sie angemessen bezahlt für ihren Dienst? Kritisiert werden muss auch die zunehmende Bürokratisierung der Pflege. Viel Zeit geht für Dokumentation drauf und fehlt für die Arbeit mit den pflegebedürftigen Menschen. Die Festlegung für einzelne Pflegeschritte in Zeitmodule, mit Minuten und Sekunden berechnet, um auf diese Weise zu Vergütungssätzen zu kommen, übersieht den einzelnen Menschen in seiner je verschiedenen Bedürftigkeit. Eine so verwaltete und organisierte Pflege lässt keinen Raum für Mitleid, für Hingabe und Heiterkeit. Und doch sind unsere diakonischen Einrichtungen von solchem Geist geprägt (viele sind zertifiziert, etwa mit dem „Diakonie-Siegel Pflege“), versuchen unsere Mitarbeitenden, trotz solch einschränkender Rahmenbedingungen eine an dem einzelnen Menschen und seinen Bedürfnissen sich orientierende Zuwendung und Pflege zu praktizieren. Einfach ist dies nicht und bedarf unser aller Wertschätzung und Anerkennung. Jeder von uns und wir als Gemeinde, aber auch als Bürger dieses Landes haben uns zu fragen, wie viel Geld uns eine menschenwürdige Pflege und Begleitung alter, kranker und sterbender Menschen wert ist. Auch hier geht es um Prioritätensetzungen angesichts der aus meiner Sicht unumgänglichen Notwendigkeit, dass nicht zuletzt unter demografischen Gesichtspunkten deutlich mehr Geld ins System muss. Dass in diesem Zusammenhang auch die Frage nach zunehmendem ehrenamtlichen Engagement gestellt werden muss, sage ich aber genauso deutlich dazu.

*Und es jammerte ihn – er hatte Mitleid mit ihm.* Elisabeth steht uns als eine Frau des Mittelalters vor Augen, die diesen Geist Jesu in ihrer Zeit gelebt und umgesetzt hat. Darin kann sie uns ein notwendiges Vorbild sein angesichts einer von Hass und Gewalt verschatteten Welt und einer Gesellschaft, in der eher der die eigenen Interessen wahrende Ellbogen zählt als das die Bedürfnisse des anderen wahrnehmende Mitleid. Hingabe und Heiterkeit der in der Nachfolge Jesu lebenden Schwestern und Brüdern braucht unsere Gesellschaft heute so sehr wie die zur Zeit Elisabeths.

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Oberlandeskirchenrat Dr. Eberhard Schwarz  
Landespfarrer für Diakonie